

Metallschnitts seien vor allem Gnadenbilder reproduziert worden. Schmitt zeigt, dass dies erst im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts und auch dann nur ansatzweise der Fall war. Vor allem aber macht er deutlich, wie komplex präsenzstiftende Strategien in den Bildern und Texten gehandhabt wurden. Auf einem Einsiedler Pilgerzeichen folgt die Darstellung des Gnadenbildes dem berühmteren Vorbild aus Rocamadour, es kommt zur schillernden Beziehung „zwischen der Autorität der Form (eines Gnadenbildes) und der Autorität eines Mediums (der metallenen Pilgerzeichen)“ oder auch „der Wiedergabe eines Artefakts (des Gnadenbildes) und des nicht materiell, sondern geistig präsent gesetzten Zieles der Devotion (des / der Heiligen)“ (S. 162f.). In der Wiedergabe einer Christusikone durch Israel van Meckenem etabliert die Aufschrift *Hec ymago contrafacta est...* ein vielschichtiges Spiel mit Urbild und Abbild, das daran denken lässt, der Stich sei „nicht so sehr ein Zeugnis der Verehrung der Ikone“ als vielmehr „ein Mittel, diese damals erst langsam einsetzende Verehrung bewusst zu fördern – die Vision nämlich fester an das konkrete Objekt zu binden“ (S. 179).

Eine willkommene Abrundung des Bandes bildet der Beitrag von *Volker Leppin*, der im Blick auf die Todesmemoria und am konkreten Fallbeispiel der Stadtkirche von Jena „Medien lutherischer Memorialkultur“ untersucht – hier Grabstein, Epitaph und Leichenpredigt. Sichtbar wird dabei nicht nur, wie nuanciert die einzelnen Formen mit ihren unterschiedlichen eigenen Wirkungsmöglichkeiten (hinsichtlich Nähe/Distanz, Vergangenheit/Zukunft, engerem/weiterem Rezipientenkreis) umgehen, sondern auch was diesen Typus von Memorialkultur von dem vorangegangenen Jahrhunderte unterscheidet: „die Individualität der Todesschicksale [erhält] ein neues Gewicht“ – bei „den Verstorbenen ebenso wie bei den Überlebenden und nicht zuletzt auch bei den Rezipienten der Medien der Memorialkultur“ (S. 225).

Gerade an den zuletzt skizzierten Beiträgen ist also zu erkennen, wie fruchtbar die Einbeziehung medialer Aspekte in die Analyse frömmigkeitsgeschichtlicher Formen sein kann. Der vorliegende Band bietet einiges Anregungspotenzial für den Plan einer „christlichen Mediengeschichte“. Redaktionell hätte er allerdings ein wenig mehr Sorgfalt verdient. Stehen geblieben sind auf S. 103–118 Hinweise auf Abbildungen und einen Anhang, die nicht im Band enthalten sind, sowie generell zahlreiche störende Silbentrennungsstriche.

Zürich

Christian Kiening

*Carl Pfaff: Nonnen streben nach Autonomie.*

Das Frauenkloster Engelberg im Spätmittelalter, Zürich: Chronos 2011, 288 S., 25 Abb., ISBN 978-3-0340-1054-2

Was bewegte Frauen im 13. und 14. Jahrhundert dazu, in ein abgelegenes, chronisch überbesetztes, materiell schlecht ausgestattetes und stets als ‚arm‘ bezeichnetes Kloster des Benediktinerordens in der Innerschweiz einzutreten? Diese Frage beantwortet auch Carl Pfaff mit seiner Untersuchung nicht. Ihn interessieren allerdings auch ganz andere Aspekte. Zunächst gibt er einen kurzen Abriss der Geschichte des Klosters Engelberg. Um 1120 als Doppelkloster gegründet stand es die ersten beiden Jahrhunderte hindurch im Schatten und unter der Herrschaft des Männerklosters, erlebte im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts eine Blütezeit – und auf diese wird sich im Weiteren der Fokus der Untersuchung richten –, erlitt in der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert, wie so viele Konvente, starke wirtschaftliche und personelle Einbußen, blieb aber am Gründungsort bestehen, bevor es 1615 nach Sarnen verlegt wurde, wo es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zumindest weiterhin existierte.

Der anfängliche Streubesitz des Doppelklosters konnte nach und nach recht gut arrondiert werden; die allmähliche Konzentration auf die Großviehhaltung war vor allem den wachsenden städtischen Nachfragen nach Fleisch, Milchprodukten, Häuten und Fellen geschuldet; die systematisch betriebene Inkorporation von Pfarrkirchen – und damit die Verfügung über deren Kirchenzehnten – sicherte insbesondere dem Männerkloster gute Einnahmen.

Die dezidierte Beschäftigung mit der Entwicklung des Frauenkonvents gewinnt seit Beginn des 14. Jahrhunderts an Spannung, als eine namentlich unbekannte Vorsteherin sich 1305 eigeninitiativ an den Papst wandte, um über die materielle Not des Konvents Klage zu führen. Nicht *ihr* Schreiben ist erhalten, sondern die Antwort der päpstlichen Kanzlei, in dem man dem Konvent zusicherte, dass man sich in Rom um die beschriebene Situation sorgte und auf Abhilfe sänne. Im folgenden Vierteljahrhundert liegt dann der Schwerpunkt von Pf.s Untersuchung. In der Auswertung der urkundlichen und nekrologischen Quellen entwickelt er die Geschichte eines eigenständig werdenden Konvents. Die das Haus Habsburg vertretenden Königinnen Elisabeth, Gattin Albrechts I., und ihre Tochter Agnes, Witwe des Königs Andreas von Ungarn, schenkten dem Frauenkloster – und ausdrücklich nur ihm und nicht dem Männerkloster – durch Schenkungen, Seelgerüststiftun-

gen und zum Teil persönliche Besuche ihre Gunst. Dies empfahl womöglich das Kloster der Aufmerksamkeit anderer potentieller Unterstützer. Jedenfalls nahm im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts die Zahl derjenigen Schenkungen, Spenden und vor allem der Seelgerätstiftungen bedeutend zu, die nach dem Willen der Urkundenaussteller bzw. den Anmerkungen in den Nekrologeinträgen ausschließlich dem Frauenkonvent zugute kommen sollten. Die Kontrolle und Handhabung dieser Einnahmen erforderten die Schaffung eines Archivs und dessen Verwaltung, was der Konvent in eigener Regie umsetzte: „Nonnen streben nach Autonomie“ – und erlangten sie, wenn auch nicht als tatsächliche Unabhängigkeit, so doch in ihrer praktischen Lebenswirklichkeit. Als Konsequenz der Spenden und Stiftungen wurde das soziale Netz des Konvents größer. Dies wiederum schuf die Möglichkeit kommunikativer Austausche in vielerlei Richtungen, was vielleicht auch das Kennenlernen der dominikanisch geprägten Mystik begünstigte. Die Kontakte zum Haus Habsburg sowie zu den eidgenössischen Städten und der wirtschaftliche Aufschwung beflügelten den Konvent zur Einrichtung eines Skriptoriums und dem Aufbau eines eigenen Bibliotheksbestandes, wie Pf. es in der expliziten Rezeption der Forschungsergebnisse von Susan Marti, Johanna Thali, Kurt Ruh und Peter Ochsenbein ausführt. Dieser Aufbruchsstimmung sind sicherlich ebenfalls die qualitätvollen Web- und Stickarbeiten zu verdanken, die sowohl als kunsthandwerkliche wie auch als ikonographische Leistung von hohem Rang einzuschätzen sind. Es ist ein Verdienst des Buches, in guten Abbildungen einerseits Beispiele der illuminierten Handschriften und der Textilkunst, andererseits auch Objekte der sinnbetonten Religiosität wie die Jesuskindpuppen zu zeigen. Hier zeigt sich erneut, welche Impulse 2005 die Ausstellung „Krone und Schleier“ den Forschungen zu mittelalterlichen Frauenklöstern gegeben hat.

Weitere Aspekte, die Pf. in seiner Untersuchung anspricht, sind die ‚Verpfründung‘ der Plätze der Nonnen, wie sie mit der Individualisierung und Personalisierung der Totenmemoria einherging, die nur ansatzweise nachvollziehbare, sich verändernde Zusammensetzung des Konvents mit einem allmählichen Ausscheiden der gräflichen und edelfreien Geschlechter zugunsten ritteradeliger, stadsässiger und sogar oberbäuerlicher Geschlechter sowie die spannungsvolle Situation eines Konvents, der dem habsburgischen Haus mit einem feudal-hierarchischen Kirchenverständnis verpflichtet war, jedoch in einer Umgebung lebte, in der die Innerschweizer

Kirchengenossen nach kirchenpolitischer Unabhängigkeit strebten.

Der zweite Teil des Buches stellt die im ersten Teil ausgewerteten Quellentexte – Urkunden und Nekrologeinträge – noch einmal narrativ vor. Als Ordnungsmomente fungieren dabei die Beschreibung der urkundlichen und nekrologischen Quellen, das geographische und soziale Netzwerk mit Blick auf das Habsburger Haus, Burgund und die Eidgenossenschaften sowie ein eigener Abschnitt für Hochrhein und Oberrhein. Ein Mehr an geordneter Information bringt dieser zweite Teil allerdings nicht, da es sich weder um eine nach gängigen Vorgehensweisen erstellte Quellenedition handelt noch um die Aufbereitung der Quellen in Tabellenform, die Vergleichsmodi anböten. Auch das Namensregister hilft da nicht weiter.

Der erste Teil jedoch, dies sei noch einmal hervorgehoben, liefert am Beispiel Engelberg viele Argumente für die These, dass und in welcher Weise wirtschaftlicher Aufschwung die intellektuellen und künstlerischen Aktivitäten eines Klosters – und in ihrer materiellen Überlieferung nachweislich – beförderten.

Osnabrück

Guhrun Gleba

*Thomas Woelki: Lodovico Pontano (ca. 1409–1439). Eine Juristenkarriere an Universität, Fürstenhof, Kurie und Konzil (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 38), Leiden/Boston: Brill 2011, XI, 936 S., geb., Ill., ISBN 978-90-04-19471-7.*

Ein Starjurist war er, und seine Fähigkeiten wusste Lodovico Pontano bei Topadressen der Zeit, wie sie der Untertitel des Buchs umschreibt, gewinn- und karriereträchtig einzubringen. Heute wären Headhunter zwischen New York und Frankfurt im Auftrag von Kanzleien hinter ihm her, und er würde, vor Illoyalität und Vertragsbruch nicht zurückschreckend, dem jeweils Meistbietenden den Zuschlag geben – mögliche Rückkehr zu verbesserten Konditionen zu einem darob noch dankbaren Arbeitgeber nicht ausgeschlossen. Wer wie er zum knappen Dutzend damaliger Spitzenkräfte gehörte, konnte, hart an der Grenze zum opportunistischen Mietling (*Et licet ita sit, tamen ego determinarem contrarium, si essem in consistorio pape;* 118), genau so mit Florenz und Siena, mit Papst Eugen IV. und König Alfons V. von Aragón umspringen. Denn sie alle wollten sich seines herausragenden Talents versichern, das Recht in ihrem Sinne erfolgreich einzusetzen und zwar durch dessen geschickt-raffinierte Auslegung wie durch schnellen Zugriff auf die in ihrer Masse wie Komplexität für andere kaum